

Berlin, Schönefeld, August 1947: Der junge Nachkriegsgefangene Wakusch besteigt bang das Flugzeug, mit dem er in das unbekannte Georgien entführt werden soll. Doch die Maschine will nicht abheben: Wieder und wieder drehen sich die Propeller, aber jedes Mal wird der Start verschoben. Wie kann das sein? Wakusch muss erkennen, dass er eine Buchfigur ist, dessen Buch unter Leserschwund leidet. Ohne Leser aber kann sich die Geschichte nicht weiterentwickeln, da ihr die notwendige Leselebenskraft fehlt. Wakusch muss einen Weg finden, sein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen ...

Mit großem philosophischen Scharfsinn und sehr viel Witz schildert Giwi Margwelaschwili in seiner »Fluchtästhetischen Novelle« eine faszinierende Bildungsgeschichte: Er zeigt, wie durch Literatur Flucht auch in der Gefangenschaft gelingt.

Giwi Margwelaschwili wurde 1927 als Sohn georgischer Emigranten in Berlin geboren. Sein Vater wurde 1946 zusammen mit seinem Sohn vom sowjetischen Geheimdienst NKWD entführt. Der Vater wurde ermordet, Giwi Margwelaschwili in Sachsenhausen interniert, anschließend nach Georgien verschleppt. Dort lehrte er Deutsch und schrieb auf Deutsch Romane und Essays. Erst nach 1990 konnte er nach Deutschland zurückkehren. 1994 erhielt er die deutsche Staatsbürgerschaft, 1995 den Brandenburgischen Literatur-Ehrenpreis für sein Gesamtwerk, 2006 die Goethe-Medaille und 2008 das Bundesverdienstkreuz. Er ist Mitglied des P.E.N. und lebt seit 2011 wieder in Tiflis. 2012 erschien im Gollenstein Verlag sein Roman »Das Lese-Liebesehglück«.

Im Rahmen einer Werkschau sind im Verbrecher Verlag bisher folgende Titel erschienen: »Officer Pembry« (2007), »Zuschauerräume« (2008), »Vom Tod eines alten Lesers« (2008), »Der Kontakt« (2009), »Der verwunderte Mauerzeitungsleser« (2010), »Kapitän Wakusch 1 – In Deu-land« (2010) und »Kapitän Wakusch 2 – Sachsenhäuschen« (2010).

Giwi Margwelaschwili

Fluchtästhetische Novelle

Mit einer Nachbemerkung von Jörg Sundermeier

VERBRECHER VERLAG

Erste Auflage
Verbrecher Verlag Berlin 2012
www.verbrecherei.de

© Verbrecher Verlag 2012
Einbandentwurf: Sarah Lamparter
Satz: Christian Walter

ISBN 978-3-943167-01-6

Printed in Germany

*Der Verlag dankt Kristina Wengorz, Rebecca Hürter,
Elisabeth Göske und Annemarie Leipe.*

DER NACHKRIEGSGEFANGENE mußte in das sowjetische Flugzeug einsteigen. Er hatte keine andere Wahl, er war der Gefangene. Das Flugzeug stand, schon propellernd, in Berlin auf dem Flugplatz Schönefeld. Es war ein Augustmorgen des Nachkriegsjahres 1947. Die Maschine war eigentlich nordamerikanischer Herkunft. Eine Douglas. Aber mit sowjetrussischen Kokarden an Rumpf und Heck. Wakusch (so hieß der sowjetische Nachkriegsgefangene) kletterte, gefolgt von seinem Wächter, einem sowjetischen Geheimdienst-Offizier, in den Bauch des Fliegers.

Auf der schmalen Treppe warf er kurz einen besorgten Blick zurück, um zu sehen, ob es einen Leser gab, der mit ihm kam. Das tat er hier jedesmal. Daß ein Leser mitkam, war für ihn sehr wichtig, es war lese-lebenswichtig. Denn unser Nachkriegsgefangener war eine Buchperson und sein Abflug aus Deutschland in der sowjetischen Douglas-Maschine die letzte Szene in seinem fünfzig Jahre später, also in postsowjetischer Zeit, in Deutschland publizierten autobiographischen Roman »Kapitän Wakusch«.

Damit diese Szene überhaupt in Bewegung kam, buchweltliche Wirklichkeit wurde, war also ein Leser nötig. Der nachkriegsgefangene junge Mann (er stand in seinem achtzehnten Lebensjahr, genauer: in seinem achtzehnten Lese-Lebensjahr) hatte ein zwiespältiges Verhältnis zu den Lesern. Einerseits brauchte er sie zum Leben, Buchpersonen leben ja nur, wenn sie gelesen werden. Darum fühlte Wakusch sich immer erleichtert, wenn er sah, daß ein Leser mit in die Douglas hineinkletterte, hieß das doch, daß

sein Leben die Leser interessierte, er gelesen wurde und den Tod nicht zu fürchten brauchte (Buchpersonen sterben durch das Nichtgelesenwerden, am Mangel an Lesern in ihrem Buch). Andererseits bedeutete die Präsenz des Lesers im Flugzeug aber, daß es gleich starten und den jungen Wakusch aus Deutschland in die Sowjetunion befördern würde, gerade dorthin, wohin er gar nicht wollte.

Eine Reise, die man als Gefangener antreten mußte, war, selbst mit dem Paradies auf Erden als ihrem Ziel, kein angenehmes Erlebnis. Sie war ein infamer Gewaltakt gegen den Gefangenen, der sich nicht widersetzen konnte. Der Treibstoff, der die Douglas, mit der Wakusch aus Deutschland ausgeflogen werden sollte, propellern ließ, kam – weil sie in einem Buch, nämlich im zweiten Band des »Kapitän Wakusch«, auf dem Flugplatz stand – vor allem und zuerst vom Leser, der mitflog; es war dessen Leseenergie, welche die Motoren der Maschine zum Knattern und die Leute, die in dem Vehikel saßen, langsam in Fahrt brachte. So war es ganz verständlich, daß der Nachkriegsgefangene Wakusch den Leser – wenn dieser überhaupt auftauchte – mit gemischten Gefühlen betrachtete. War er doch, wenn auch völlig unabsichtlich, die eigentliche Triebfeder seiner Entführung.

Aber es gab noch einen anderen Grund, warum Wakusch seinen Leser in der Douglas nicht ausstehen konnte, warum er ihn mehr fürchtete als den Geheimdienst-Offizier, der kein Auge von ihm ließ und auf dem Sitz neben ihm Platz genommen hatte.

Um diese Furcht des Nachkriegsgefangenen zu verstehen, müssen wir wissen: Wo immer der Leser eine Buchperson einge- oder überholt hat, ist die Geschichte ausgelesen. Oder das Ende der Lektüre, das zugleich das Lese-Lebensende einer solchen Buchperson ist, steht bevor. Deswegen fürchten Buchpersonen nichts

so sehr wie ihr Über- oder Eingeholtwerden durch den Leser ihrer Geschichte. Das Lese-Leben der Buchpersonen ist eigentlich nichts anderes als ihr ständiges Fliehen vor ihrem Leser, ihr ständiges Verfolgtwerden von ihrem Leser. Solange der ihnen in der Geschichte hinterherrennt (-liest), solange es noch einen Abstand zwischen ihnen und ihm gibt, den er lesend zu durchschreiten hat, sind die Buchpersonen am Leben (am Lesen) und können guter Dinge sein.

Als junge Buchperson hegte der Nachkriegsgefangene Wakusch also zwiespältige Gefühle gegenüber dem Leser in seiner Geschichte. Einerseits brauchte er ihn, um sein Lese-Leben in der Buchwelt fortzusetzen, andererseits bestürzte ihn der Anblick dieser Realperson im Flugzeug. Denn sah er sie, so wußte er, daß die Douglas, von dem Leser beflügelt (von dessen Leseenergie betrieben), ihn gleich aus seinen heimatlichen Lebensverhältnissen fort- und ins Ungewisse hineinreißen würde.

Den Abstand zwischen einer Buchperson und ihrem Leser, von dem wir eben gesprochen haben, darf man übrigens nicht nur räumlich, nicht nur als eine bestimmte Raumdistanz zwischen zwei Punkten, verstehen. In der literarischen Buchwelt ist dieser Abstand auch und sogar zuerst in der Zeit feststellbar, und zwar in der buchweltlichen Zukunft. Je nachdem wieviel aus dem Lese-Leben einer Buchperson noch in der Zukunft liegt, um soweit ist der Leser von dieser Person verabstandet, soviel buchweltliche Zeitdistanz gibt es zwischen dem gelesenen und dem (ihn) lesenden Menschen. Diese Zeitdistanz zwischen dem Leser und seiner Buchperson hat für die Buchperson eine prinzipielle Bedeutung, sie entscheidet über Leben und Tod: Hat der Leser sie durchschritten (durchgelesen), ist es mit der ganzen Geschichte und allen ihren Buchpersonen aus und vorbei, wenn kein gütiges Schicksal

wieder einen neuen Leser in das Buch hineinbringt. Im Vergleich dazu ist die Raumdistanz zwischen Leser und Buchperson harmlos. Normalerweise ist sie gering, vielleicht nur wenige Meter groß, denn um gelesen werdend sichtbar zu sein und zu bleiben, darf die Buchperson nicht allzuweit von ihrem Leser entfernt sein. Manchmal hat der Leser jedoch auch ziemlich große lesestofflich-räumliche Distanzen zu überwinden, bis er in seinem Buch endlich die Buchperson erreicht, bei oder mit der die Geschichte richtig losgeht. Das können zum Beispiel endlose Landschaftsbeschreibungen sein, die die lesende Realperson ermüden und sie möglicherweise sogar veranlassen, das Buch aus der Hand zu legen. In solchen Fällen können Buchpersonen wegen zu großer räumlicher Verabstundung von ihrem Leser um ihr Lese-Leben kommen.

Die Douglas war zum Glück ein kleines Flugzeug, eine winzige Blechkiste sozusagen, in der man dicht beieinander hockte. Der Leser saß für gewöhnlich gleich hinter dem Nachkriegsgefangenen Wakusch, und dieser hatte das Gefühl, direkt in seine weitere üble Nachkriegsgefangenschaft in der Sowjetunion hineingelesen zu werden. Denn die reale Leserperson eine Sitzreihe hinter ihm hatte ihn in diesen wenig beneidenswerten Zustand buchstäblich hineingetrieben, und nicht etwa der Geheimdienst-Fritze, der neben ihm saß. Obwohl es als Buchperson immer gut ist, einen Leser hinter sich zu wissen (so lebt man ja noch eine Zeit gelesen werdend in seiner Geschichte und kann sich seines Daseins in der Buchwelt freuen), gab es für Wakusch in der Douglas genügend Augenblicke, in denen ihm sein Zustand nicht mehr gefallen wollte und er es am liebsten gesehen hätte, wenn der Leser fortgeblieben wäre.

So war es kurz nach der Veröffentlichung seiner Geschichte,

als die Leser hierzulande sich irgendwie für den Nachkriegsgefangenen Wakusch zu interessieren schienen und mehr über ihn erfahren wollten. Mit dem Wort »irgendwie« ist die Schwäche dieses Interesses schon ausgedrückt, denn daß es die Leser in großen Mengen nach dem zweibändigen Wakuschroman verlangt hätte, läßt sich nicht sagen. Die Buchperson Wakusch hatte also faktisch schon direkt nach dem Erscheinen ihrer Bücher an einem Lesermangel zu leiden, an der für Buchpersonen, die ja Lese-Lebewesen sind, schlimmsten Krankheit: der Leserschwindsucht. Doch dann blieben bei der Douglas auf dem Flugplatz Schönefeld die Leser immer häufiger aus. Das Flugzeug konnte nicht mehr starten, es stand gebremst auf dem Rollfeld, während seine Reisegesellschaft im Warteraum des Flughafens immer nervöser wurde.

Beschreiben wir diese Leute kurz: Die meisten redeten in einer slawischen Sprache. Es gab auch ein paar Deutsche darunter, wie Wakusch aus ihrem in einem leisen Tuschelton geführten Gespräch schloß. Sie trugen Schiebermützen und sahen irgendwie sowjetisch (sowjetisiert) aus. Unter den Passagieren gab es nur eine Frau, mit einer Pony-Frisur und vermutlich serbischsprachig. Dann war da noch ein dicker Engländer, der unentwegt in der »Times« las, dadurch vielleicht seine Distanz zu der übrigen Gesellschaft bekundend. Er war der spätere Premier Großbritanniens, Harold Wilson – er würde auf dem Flugplatz in Moskau von einem großen Schwarm Engländer, vermutlich Angestellten der dortigen Botschaft, empfangen werden.

Das alles wußte Wakusch und zugleich wußte er es noch nicht. Es war ein recht seltsames, unnormales Wissen, das er von allem hatte, was in den unveröffentlichten Folgebänden über seine Nachkriegsgefangenschaft bei den Sowjets zur Sprache kam. Um das zu verstehen, müssen wir in Betracht ziehen, daß das Lese-Leben

des jungen Mannes ja schon niedergeschrieben, längst zu Papier gebracht worden war, daß er es also größtenteils schon durchlebt hatte, und von daher über das meiste, was in der Folge auf ihn wartete, in Schönefeld schon im Bilde war.

Aber – und das ist der Punkt – dieses Bild war ein problematisches, ihm nur im Modus der Ungewißheit gegebenes, so daß er sich halb angst-, halb trostvoll sagen mußte, daß er das alles sicher nur geträumt hatte. In Buchweltwirklichkeit, an einem Augusttag des Jahres 1947 auf dem Flugplatz Schönefeld, sah sich Wakusch, obwohl in Gewahrsam der Sowjets und ohne die geringste Chance auszubüchsen, vorerst immer noch in Deutschland, da war das, was ihm an nebulösen Zukunftsvorstellungen im Kopf herumschwirrte, längst noch nicht zur Buchweltbezirksrealität geworden. Ja, ob es überhaupt einmal dazu kommen würde, daß sich diese Vorstellungen zu einer Buchweltbezirkswirklichkeit, das heißt zu weiteren veröffentlichten Wakuschbänden verdichten, daß sie eine buchstäblich abgedruckte und von Buchseiten ablesbare Form annehmen würden, muß dahingestellt bleiben. Ehrlich gesagt, der junge Nachkriegsgefangene glaubte nicht daran. Er war überzeugt, daß seine Angstträume nichts als Schäume waren und sich in seinem Lese-Leben nichts Derartiges realisieren würde.

Nun hätte Wakusch eigentlich glücklich sein müssen, daß die Leser auf diesem unseligen Flugplatz seltener vorbeischaute und der Abflug der Douglas in die Richtung des dritten Bandes über sein Lese-Leben nicht stattfinden würde, hieße das doch, daß seine Entführung aus Deutschland nicht stattfinden, daß sie durch die Abwesenheit der Leser vereitelt werden würde. Doch Wakusch wurde auch dieser Tatsache nicht froh. Denn ohne Leser, ungelesen bleibend, konnte es – das fühlte er instinktiv – für sie

alle hier ebenfalls nicht gut ausgehen. Was konkret passieren würde, wenn die Leser in Schönefeld ausblieben und sich lese-lebensvorstellungsmäßig gar nichts mehr täte, wußte er allerdings nicht zu sagen. Als achtzehnjähriger, sein ganzes Lese-Leben noch vor sich habender Buchweltmensch war Wakusch schon rein psychisch außerstande, sich Genaueres vorzustellen. Etwa den langen Lesetod von Buchpersonen, bei denen die Leserschwindsucht ausgebrochen ist, diese fürchterlichste aller Krankheiten, die ein Lese-Lebewesen befallen kann, und die es, wenn keine schnelle Lese-Lebenshilfe kommt, in der Buchwelt jämmerlich zugrunde gehen, bis zur vagesten handschriftlichen Möglichkeit und skeletthaften Begrifflichkeit verblassen läßt. Wakusch machte sich keine weiteren Gedanken darüber, obwohl ihm natürlich nichts Gutes schwante. Die Abwesenheit der Leser ärgerte ihn hauptsächlich deshalb, weil es ihn als Buchperson einfach danach verlangte, einen Leser neben oder hinter sich zu haben.

Dieses Verlangen ist bei Buchpersonen ein ganz gewöhnliches Bedürfnis, ein Wunsch, der ihrem Lese-Lebensnerv entspringt, und den man als etwas bibliobiologisch Triebhaftes bezeichnen muß, so stark ist er. Um ihre lesekörperstoffliche Gesundheit steht es bei einer Buchperson nämlich gut, wenn sie weiß: Dieser Leser folgt mir, er läßt mich nicht aus seinen realen Augen. Ich bin immer in seinem Blick. Am besten und lebendigsten fühlt sich die Buchperson jedoch, wenn aus dem Leser, der ihr folgt, ein unermüdlicher Verfolger wird, der ihr thematisch hinterher-spürt, -läuft oder -rennt, um sie einzuholen. Das ist vor allem dann der Fall, wenn an der Buchperson etwas ist, das der Leser nicht ganz versteht, ein Geheimnis, das er um jeden Preis erfahren möchte, ihm dies aber über weite Strecken des in dem Buch beschriebenen Lese-Lebens nicht gelingt, was das Interesse, das er

für den Lesestoff entwickelt, immer größer werden läßt. Für die Buchperson ist, da sie in solchen Fällen am intensivsten gelesen werdend lebt, jede derartige Verfolgung durch den Leser das schönste Erlebnis. Ihr Dasein in der Buchwelt wird ihr dann zu einem unvergeßlichen Fluchtvergnügen, sie genießt jeden ihrer Lese-Lebensaugenblicke, in denen der Leser noch nicht (ganz) in den Besitz ihres Geheimnisses gelangt ist, und als ein in dieser Zeit von ihrem Leser am stärksten begehrtes Lese-Lebewesen fließt sie förmlich über vor Vitalität. Allgemein kann man sagen, daß jede Buchperson – wenn sie in ihrer Geschichte die Hauptperson ist – ein Lesegeheimnis darstellt, das die Leser anstacheln soll, sie auf ihrem Lese-Lebensweg unausgesetzt zu verfolgen und solange zu begleiten, bis sich das Rätsel löst, das Ende des Buches erreicht ist. Aber nicht jedes Lesegeheimnis zieht die Leser mit solcher Kraft an, nicht jedes stößt seinen Stachel in jeden Leser.

So mußte unsere junge nachkriegsgefangene Buchperson Wakusch bald feststellen, daß ihr Geheimnis im deutschen Sprachraum kaum einen Leser interessierte. Was mit ihr in der Sowjetunion geschehen würde, war den meisten Realpersonen, die am Anfang ihrer Lese-Lebensgeschichte noch fleißige Leser waren, dann schon egal geworden. Einer nach dem anderen hatte sich langsam aus ihrem Buch verkrümelte; die einen gingen in den frühesten Stadien von Wakuschs Lese-Leben im Deutschland der Vorkriegs- und Kriegszeit, die anderen verließen ihn etwas später, in der frühen Nachkriegszeit, als es ihm am schlechtesten ging, weil er in einem Gefängnis der Sowjets untergebracht war, das irgendwo (wo genau weiß Wakusch bis heute nicht) im Osten Berlins gestanden hat.

Es war ein Gefühl des Unbehagens, das sich bei Wakusch ein-

stellte, sooft er über diese Dinge nachdachte, und Zeit dazu hatte er, denn die Douglas stand wie angewurzelt auf dem Rollfeld. Weil keine Leser kamen, konnte sie nicht losfliegen, die Geschichte war gestoppt, die handelnden Personen hatten bis auf weiteres im Warteraum des Flughafens zu warten. Das war für den Nachkriegsgefangenen nicht unvorteilhaft, weil es seine Nachkriegsgefangenschaft nicht weiter wachsen ließ: Seine Verschleppung in die Räterepublik wurde dadurch verzögert. Aber für ihn als Buchperson war es auch nachteilig, da es ihm bewies, daß in seinem jungen Dasein viel zuwenig Lese-Lebenskraft steckte und ihm und seiner zweibändigen Geschichte in der Buchwelt kein langes Leben mehr bevorstehen konnte. Die anderen Flugpassagiere waren wegen der endlosen Verzögerung ebenfalls sehr verstimmt. Sie machten immer längere Gesichter und starrten verdrossen in die Gegend. Etwas bewirken, Wind hinter der Douglas machen, damit sie endlich mit ihnen ihrem Bestimmungsziel zufliegt, das konnten sie nicht. Sie waren machtlos gegen den Stillstand ihrer Geschichte.

Und das Komische dabei war, daß diese Leute ihre festgefahrene Situation auffassten – Wakusch war in der nun schon beträchtlichen Zeit, die er hier festsah, langsam dahintergekommen – wie Realpersonen. Jawohl! Sie wähten, reale Menschen zu sein, welche aus unerfindlichen Gründen in diese phantastisch-irreale Lage hineingeraten waren und nun alles tun mussten, um sich aus ihr zu befreien. Seltsam war aber, daß sie gar nichts tun konnten: weder den unseligen Flugplatz verlassen, noch irgendwohin telephonieren, damit man sie abholte, auf ein anderes Flugzeug umbuchte oder sie wenigstens in einem Hotel unterbrachte, bis es der vermaledeiten Douglas-Maschine einfallen würde loszufliegen. Nicht einmal nach den Ursachen dieses unbegreiflichen